

Hrsg. Ullrich Junker

Venediger Männer

Eine Erzählung von Hans Watzlik.

© im März 2019
Ullrich Junker
Mörikestr.16
D 88285 Bodnegg



Venediger Männer

Eine Erzählung von Hans Watzlik.
Mit zwei Holzschnitten von Lore Mayer.

In schwüler Frühlingsnacht pochte es an eine Baude, die auf einer Matte lagerte mitten in dem wunderhohen Gebirge. Der Weber Siebenschuh leuchtete mit der brennenden Kienschleife in die Finsternis hinaus und gewährte einen zarten, etwas älthchen Mann mit grell zerfurchter Stirn, den Samtmantel mit Grauwerk verbrämt, einen Stichdegen zur Linken, und auf dem Kopfe ein Barett, wie es sonst nur die Geistlichen trugen. Ein schwerbepacktes Maultier stand mit allen Zeichen der Müdheit hinter ihm.

Der Fremdling trug ein feines, schlafendes Mägdlein in die Stube, blickte den Weber mit schwarzen, flackernden Augen an, und bat ihn mit Worten, die deutsch waren, aber eine fremde Weise in sich zu tragen schienen, man möge ihn hier beherbergen und hausen lassen, und er legte dabei eine Reihe roter Gulden auf den Tisch. Die Kleine sei sein Töchterlein, ihre Mutter sei erst kürzlich gestorben, eine giftige Spinne habe sie gestochen.

Der alte Siebenschuh und sein schüchternes Weib hießen den Fremden willkommen, ob ihnen auch vor seiner zerrissenen Stirn und seinem beweglichen, überhastigen und dennoch verschlossenen Wesen seltsam graute, und sie betteten das Mägdlein und auf die Bank, die den mitten in der Stube aus grünen Napfkacheln errichteten Ofen umsäumte.

Der Fremde bewohnte fortan eine düstere Kammer. Dort hielt er in seiner mit Ziersäulchen und Simsen ausgestatteten Truhe ängstlich die geringe, fernländische Habe verwahrt, die er mitgebracht hatte. Dort entfaltete er sein unverständliches Treiben.

Er suchte keinen Vertrauten, keinen Genossen, und sprach mit niemand, außer mit sich selber. Er aß fast gar nichts. Zuweilen nur holte er aus der Truhe ein feinstieliges Glas, füllte es mit Friauler Wein, tauchte ein Stück Brot darein und trank den durchfeuchteten Bissen.

Stundenlang beugte er sich über ein breites Buch, das mit drei künstlichen Silberschlössern zu schließen war, und las darin halblaut in seiner welschen, tollen Sprache die fast erloschene, mönchisch ebenmäßige Schrift, folgte brütend mit dem Finger den drudenfüßig wirr durcheinanderlaufenden Zügen rätselhafter Pläne und bannte sich selber so tief in den dämmernden Sinn dieser Zeichnungen, daß er nicht fühlte, wie Tag und Nacht um ihn verstrich, und er nur manchmal aus seinem Grübeln geweckt wurde, wenn das Öllicht neben ihm erlosch. Dann hakte er wohl eilig das Buch zu, sperrte es in die Truhe und schlich davon. Kam er dann nach Tagen wieder zurück, so schlug er mürrisch wieder in dem Buch nach und verwahrte sich mit finsternen Brauen gegen das eigne Kind, wenn es ihn mit Liebkosungen störte.



Der Fremdling trug ein feines, schlafendes Mägdlein in die Stube

Den Webersleuten log er vor, er sei ein Wurzelstecher. Aber da er niemals ein Heilkräutlein mit heimbrachte, obgleich in aller Nähe der Bande es nicht an Otterwurz, Enzian und Baldrian, Hirschzunge und Tormentill gebrach, und da man ihn einmal in benachbarter Wildnis über das Moos hatte schreiten sehen, die Augen verschlossen und den linken Arm mit gespreizten, zuckenden Fingern wagrecht vor sich gereckt, so merkten sie wohl, daß er verbotene Kunst treibe, und ahnten in ihm einen jener welschen Satansfrager, die das Gebirg aufschließen und das

wilde Bergerz suchen und jene grause Formel kennen, die den Teufel aus der untersten Hölle reißt.

Besessen von seiner Gier, kümmerte er sich wenig um sein Mägdlein. Desto mehr hätschelten es der alte Siebenschuh und sein Weib und warben umso mehr um die Zärtlichkeiten der Kleinen, als ihnen der Kindersegen versagt geblieben war, und sie lehrten sie die heimische Rede und spielten und scherzten mit der Vereinsamten.

Einmal, am Tage Johannes des Täufers, kam der Fremde nach langer Abwesenheit aus dem Gebirg zurück, mit störrigem, wirrem Haar, die Augen trunken und voll unheimlichen Feuers, als habe er einen wilden, ungeheuern Blick ins Reich der Geister getan. Unter sinnlosen, stockfinstern Reden, darin sich niemand auskannte, riß er mit dem Messer in das von Kienrauchs verrußte Deckengebälk ein Wort, das hier keiner verstand, weil hier keiner lesen konnte, und neben das Wort schnitt er ein Kreuz, das wie ein Hammer geformt war, drückte hernach sein Mägdlein an sich und sprach zu ihr: „Venezia“! Dann nahm er sein breites Buch, holte das Maultier aus dem Stall, ritt in den Wald und kam niemals wieder heim.

Die kleine Gemma wuchs in der Einöde auf, wo die Menschen so lange lebten wie die Krähen ihrer Wälder und hundert Jahre alt wurden und noch mehr. Sie wuchs heran wie eine grüne Staude, eigenwillig und für sich, da die Webersleute fassungslos den Launen ihres fremdländischen Blutes gegenüberstanden und sie fast mit scheuer Ehrfurcht behandelten.

Sie wiegte eine winzige, elfenbeinerne Docke, lernte Vogelstellen und Meisen locken, und hauste unter einem Dach mit einer rundlichen Kuh und einer wackelbärtigen Ziege, welche beiden sie gern hütete.

Allmählich vergaß sie ihre Muttersprache, und sie wußte davon nur noch das Wort Venezia, und das trällerte und zwitscherte sie nach welscher Art und behielt es im Gedächtnis, ob auch sein Sinn ihr fremd war.

Aber als sie einmal auf der Wiese der braunen Kuh das Wort vorsang, stieß sie mit der Zehe an einen Stein und schrie „Ach!“ und seitdem hatte sie es vergessen. Sie spürte zwar, wie ihr der weiche, süße Name im Zungenspitzelein zitterte, aber er fiel ihr nimmer ein, und der Kopf tat ihr zum erstenmal im Leben weh vor lauter Nachdenken. Sie fragte die zwei Alten um das Wort, doch diese hatten dessen nie geachtet und wußten es auch nicht, und so war ihr, sie habe etwas unbeschreiblich Köstliches verloren.

Einmal im Sommer saß sie mit der Mutter Siebenschuh in der Vorlaube, deren Säulen das Dach stützten, das wie ein weitkrämpiger Hut über die Wände hinausragte, und Gemma begann mit ihrem klug gewordenen Mund auf einmal nach dem verschollenen Vater zu fragen, warum er nimmer heimkomme zu ihr.

Das Webersweib wich ihrer Neugier aus und erzählte von dem Geist Dominus Johannes, der durch die Wildnis streift und den längsten Baum im Wald als Stecken führt, und sie schwätzte von den grauen Wichten, die das Silber schnitzen tief im Berg, und von klunsigen Felsen, drin das edle Erz sein Nest hat, und vom Goldbaum, dessen riesiger Stumps noch im Gebirg steckt und seine Wurzeln überallhin schickt. Dann redete sie von Spiegeln, womit man verborgene Schätze

findet, und von den fremden Männern, die auf geheimen Wegen gehen und in Schläuchen den goldenen Sand und in Krügen das flüssige Gold davontragen, das von den Wänden verwunschener Höhlen niedersickert.

Als hernach der alte Siebenschuh eine Reisigbürde aus dem Busche heimbrachte, wühlte Gemma in dem Bündel, ob nicht ein goldener Prügel darin stecke. Der Weber bot ihr lachend ein Stücklein Kuchen. „Den schickt dir der Has. Er hat ihn gebacken. Hast du den Rauch nicht fliegen sehen aus dem Wald?“ Und er ließ sich müde auf der Schwelle nieder und murrte: „Für uns arme Leute wächst das Gold nicht. Uns taugen nur hagebuchene Groschen.“

Er begann von einem abenteuerischen Mann zu fabeln, der zu Urgroßvaters Zeiten ins Haus geraten sei mit einem Sack voll landwährigen Goldes, lauter guter und gangbarer Münze, die er bei der Abendburg gehoben und nun auf den Tisch hingeählt habe, und weil der Tisch nicht groß genug war, so aus die Bänke, und weil diese auch nicht reichten, so auf den Fußboden.

Die Weberin nickte. „Ja, dazumal hat man bei uns so viel Gold gesunden, daß es seinen Wert nimmer hat halten können, und man drei Pfund Gold für ein Pfund Eisen gezahlt hat.“

„Dein Vater, Gemma,“ meinte der alte Siebenschuh, „der hat auch so eine Geiernase gehabt und hat das Gold im Stein riechen können. In Klüften und Gruben hat er es gesucht, bis er schließlich den Weg aus der Wildnis nimmer gefunden und verhungern hat müssen. Gott tröste ihn, wenn er zu trösten ist!“

Da weinte Gemma plötzlich hell auf. „Ich will heim. Woher bin ich?“

„Du bist aus dem Pomeranzenland“, erwiderte der Weber. „Aber das welsche Wörtlein hättest du dir merken stillen, das hätte dich heimgeführt. Jetzt mußt du bei uns bleiben.“

Von nun an lockte es das Mädchen in die unergründeten, erzträchtigen Schluchten, die Totenbeine des Vaters zu suchen und zu bestatten. Doch fürchtete sie sich vor dem Bergunhold Dominus Johannes, der ihr Unglumpf antuen könne, und vor den Krummholzwichten und Fahlmännlein und vor den ungeheuren Tieren der Wildnis, und der verschlossene Wald galt ihr als eine Stätte des Grauens.

Gemmas Augen wurden immer schwärzer, ihre Lippen immer röter, zart wölbte sich ihre Brust, und um ihren Nacken rankte ganz seines, dunkles Haar. Aber sie war ruhelos wie das kristallene Glas, das ihr Vater hinterlassen hatte und das infolge seines kühnen, allzulangen, allzuschlanken Stieles und seines dünnen Fußes nicht an seinem Ort beharren konnte und bei aller Stille im Haus dennoch sich bewegte, bis man es auf eine Wollflocke stellte, damit es ruhe und nicht vom Kasten stürze und zerschelle.

Gemma konnte nicht beim Spinnrad sitzen wie andre Mädchen. Sie lief türein und türaus, sie tanzte aus dem Stegreif, sang im Schlaf und beunruhigte mit den vielen und lebendigen Gebärden, womit sie ihr Geplauder begleitete, die wortkarigen Alten, die nur mit hängenden Armen reden konnten.

Oft schlich sie im Finstern auf die Wiese hinaus, lauschte, wie die Nachtblumen sich aufboten, leuchtete sie wohl auch mitdem Laternlein an und flüsterte:

„Schlaft nur, Lieblinge! Erschreckt nicht! Ich will euch nur noch einmal sehen. Träumt hübsch!“

Ihre Unrast schaffte den alternden Webersleuten manche Sorge und Unbequemlichkeit; sie staunten ihr immer unwirscher nach und betrachteten sie wie ein peinliches Rätsel und wünschten, schließlich, sie wäre ihnen nie ins Haus geschneit.

Gemma wußte, daß sie schön war, ob es ihr hier auch niemand sagen konnte. Oft hob sie ein blitzblankes Spieglein aus der Truhe, besah darin ihre eitlen Augen und küßte sie selber.

Des Nachbars Bursch, der flachsköpfige, läppische Laurenz renkte sich fast den Hals nach ihr aus. Er war in sie verliebt, weil sie ihm so fremd war. Und sie lockte ihn, tat aber spröde, wenn er nach ihr tappen wollte.

Als sie einmal in ihrer wilden Zierlichkeit auf der Wiese tanzte, stand er am Rain, täppisch wie ein junger Uhu, den der Tag blendet, und schmeichelte ihr mit ungelenker Rede: „Potz Schwebel, du brauchst einen Tanzgesellen!“

Da lief sie davon und schalt: „Was schaust du mich an mit deinen groben Augen?“

Und als der Spängleinkrämer mit seiner Hacke ins Gebirge kam und Löffel, Nadeln, Fingerhüte und allerlei billigen Zierrat feil hielt, kaufte der Laurenz ihm ein Ringlein ab und schenkte es ihr.

Sie steckte es an und verglich es mit dem Goldreif, den sie trug, aus einer Natter geformt mit zwei sich suchenden Mäulern, dazwischen ein pfirsichblütenfarbener Kristall glomm: „Laurenz, dein Ringlein hat der Blechschied gezimmert,“ sagte sie schnippisch und warf es weg.

Er wurde böse. „Da fahr der Kuckuck drein!“ polterte er. „So laß dich in ein Glas tun und hoch droben in den Baum hängen, daß keiner zu dir kann!“

Manchmal aber saß Gemma still und traurig, als wäre ihre Seele entwurzelt. Sie lehnte an der Fensterschwelle und starrte auf den schmalen Steig hin, der die entlegene Bande an die Welt knüpfte.

Wenn sie sich von dem kärglichen, rohen Hausrat umgeben sah, die stickige Luft um sich spürte und über sich das finstere Gebälk, die rußende Öllampe, dann erwachte es wie ahnende Erinnerung in ihr. Ihre Seele funkelte, und sie wußte nicht, glänzte es aus einem andern, längst vergangenen Leben ihr nach oder war es ihre äußerste Kindheit gewesen, da sie mit hohen, silbernen, kostbaren Spiegeln umgeben gewesen und es ihr zu Häupten geblitzt und gestrahlt gleich versteinertem Tau. Und in ihrem Traum spiegelte sich eine Stadt, deren Gassen das Meer füllte, und zuweilen kräuselte sich eine endlose Bläue über die Grenzen des Traumes hinaus bis tief in die schmerzliche Wirklichkeit hinein, und die Stimmen ferner, ferner Wellen riefen. Das Vergangene, Verwischte lebte in ihrem Leben, und sie empfand, daß sie nimmer daheim war unter diesen grämlichen alternden Menschen, neben den dämmernden Tieren, in der wenig wohnlichen Gegend dieses kalten Gebirges.

Einmal kam der Weber nach Hause und erzählte, wie er gestern Leinwand getragen übers Gebirge nach Schlesien, habe er einen Walen belauscht, der mit rotflatterndem Mantel wie ein Rabe aus den Lüften niedergeflogen sei zu einem Brunnen und hernach dort Steine gewaschen habe.

Als Gemma solches hörte, wurde sie von einer fiebrigen Unruhe erfaßt. Sie tat, als müsse jeden Augenblick ein vornehmer Gast zusprechen in dem armen Weberhaus; sie bürstete immer wieder den Estrich blank, scheuerte den Tisch mit Sand schneeweiß, legte ein Sträußlein daraus und machte die Stube festlich. Und immer wieder wartete sie an der Schwelle und sang welsche Weisen, dazu ihr die Worte abhandengekommen, in den Wind.

Und eines Tages trat ein zierlicher Mann hastig ins Haus, angetan mit rot-scharlachnem Mantel, und goldene Borten auf dein spitzen Hut, und redete die Sängerin in fremder weicher Sprache an, die sie wie Geigenlaut berührte. Sie lächelte und reichte ihm die Hand.

Er spähte in der Stube umher, bemerkte das feine Zierglas und zuckte zusammen. Und plötzlich ließ er die Hand Gemmas fallen, stierte den Trambalken an der Decke an, darrein der Verschollene die Schrift geschnitten, und rief heiser: „Rubiasco !“

Und er rüttelte das Mädchen an den Armen und keuchte sie an in stockendem, fremd klingendem Deutsch: „Du gehörst zu ihm. Führ’ mich zu ihm. Sag, hat Rubiasco schon den Stollen gefunden? Das Gold?“

Sie fragte betreten: „Meinst du meinen Vater?“

„Rubiasco, der ein Zauberer gewesen und darum vertrieben worden ist aus Venezia!“ murmelte der Wale.

„Venezia! Venezia!“ sang das Mädchen, berauscht von dem Glück, das edle, geheimnisvolle Wort wieder zu besitzen, daran sie ihr Schicksal gebunden glaubte.

Aber der Wale drängte: „Wo ist Rubiasco?“ Er fuchtelte mit den Händen in der Lust herum, er rief fahl vor Gier: „Wo ist sein schwarzes Buch? Bringt es mir! Laßt mich drin lesen! Ich mache euch reich !“

Gemma erwiderte: „Sein Buch ist mit ihm verschollen.“ Sie faßte den Fremden bei den Fingern, tanzte um ihn herum und jauchzte „Venezia!“ und kniete vor ihm hin: „Nimm mich heim nach Venezia !“

Er klopfte ihr mit dem Fingerknöchel auf die Stirn. „Da drin blüht das Kraut Lolium, zu Deutsch Unsinn“, sagte er. „Gern nähme ich dich mit nach Italia. Aber erst muß ich das Gold gewältigen in dem Gebirge. Ich kann es nicht finden, Rubiasco hat es verwunschen. Er gönnt es mir nicht.“

„Geh nicht ins Gebirge !“ bat Gemma. „Es wohnen nur Raben dort.“

„In den Schluchten sind uralte Schätze versteckt und Gold wächst dort wie Moos. „Ich weiß es“, flüsterte er. Er hob die dürre Hand und krallte die Finger ins Leere. Sein Gesicht verwandelte sich, hagerte und alterte jäh und ähnelte auf einmal erschreckend dem Verschollenen.

„Gib mir zu trinken, Mädchen!“ stammelte er, als dörre ihm der Durst nach Gold die Zunge.

Sie brachte ihm das kühle Wasser, das draußen vor der Bande aus dem Berg schlug.

Er zog die Nasenlöcher zusammen, roch an dem Krug und kostete. „Das Wasser ist durch Erzadern geronnen“, sagte er. „Ich schmecke es.“

„Liebst du das Gold so sehr?“ fragte sie.

Er raunte: „Ich werde es nimmer satt.“

„Warum begehrst du so ungestüm danach? Willst du das Meer kaufen, daraus Venezia schwimmt?“

„Nein! Ich will das Gold nur haben! Ich will mich nimmer davon trennen! In meinen Kellern soll es ruhen und gleißen. Mehr will ich nicht von ihm.“

„Warum ist dir das Gold so wert?“

„Ich weiß es nicht“, ächzte er. „Blei ist schwerer, der Demant härter, Tau funktelt schöner, und Gestein gibt es, das seltener zu finden ist als Gold. Der Teufel hat mein Herz so geschaffen, daß es sich immer nach dem Gold kehrt wie die Nadel mich dem Meerstern.“

Der Fremde redete, als stünde er in brennendem Feuer. Und er entwich mit einem Fluch, der umso sündhafter klang, da ihn niemand verstand.

Der Venedigermann suchte nun oft die Baude heim, und wenn er Gemma allein traf, finsterte er sie mit seinen stechenden Augen an und forderte, sie solle ihm das schwarze Buch ausliefern, sie kenne das Versteck wohl, wo es verborgen sei. Und wenn sie ihm schwur, daß sie davon nichts wisse, spielte er gefährlich mit dem silbernen Dolch, womit sein Gurt versehen war, und zischte, er glaube ihr nicht, und sie wolle die Kenntnis der Wege für sich behalten, die zu den Erdschründen leiteten, darin die Felsen aus Gold seien und wo die Kristalle wüchsen, Amethyst, Topas, Smaragd und Saphir. Und wenn seine Drohungen nicht verfin-gen, hub er an, ihr zu versprechen, er wolle sie heimbringen in den himmlischen Garten Italia, an das venedische Meer, wo das Leben voll und selig sei, nur müsse sie ihm die Goldhöhle verraten und das Schatzlager, das seit Jahrhunderten von Walen zusammengetragen worden sei, die hernach in den Wildnissen verendet seien.

Sie konnte ihm nichts erwidern, und während er sie beschwor und bedrohte, betete sie heftig, als könne ihr Gebet seine Gier nach dem argen gelben Stein zerstören, den sie haßte, weil er sie ihrer Heimat entrissen hatte und ihr den Weg zurück wieder verschloß.

„Das Gold verwest im Berg, und niemand hebt es“, klagte der Wale. Im höchsten Grimm verließ er nach solchen Gesprächen immer das Mädchen.

Dann hielt er sich lange fern, und Kräutleinsucher belauschten ihn auf felsigen, umwaldeten Abwegen, wie er das Moos aufgrub und suchte oder Goldflitterchen in einer Mulde am Bach wusch, oder in den Nächten, da der Mond schwarz war, Wünschelruten schnitt.

Indes saß Gemma auf einem Violstein der Mauer, die die Wiese umringte. Sie schmückte sich mit Blumen, um den Walen zu bezaubern, wenn er käme, und wartete, und das fiel ihr schwer, denn sie konnte nicht warten. Und wenn der alte

Siebenschuh sie vor dem Landstreicher warnte, der mit dem Teufel unter einer Decke spiele, da stocherte sie mit ihren spitzen Schühlein unwillig ins Gras.

Ach, sie wollte fort aus diesem düstern Land, fort von den zwei alten Leuten, die den ganzen Tag nichts mehr sprachen, als mürrisch das Wetter zu tadeln, und mochte es kalt oder sonnig, hübsch oder regnerisch sein. Nach Venezia wollte sie, dort war sie daheim. Am liebsten hätte sie sich in einen behenden, glitzernden Fisch verzaubert, um mit den stürzenden Wassern zu reisen, deren Mündung sie sich in dem lauen südlichen Meer träumte.

Es war wiederum Johannistag, da trat der Wale wieder einmal in das Haus. Sein Auge war des Grauens und der Geheimnisse voll, seine Brust leuchte, als wäre er lange und hitzig gelaufen. Er betrachtete das Hammerkreuz, das in den Trambaum geschnitten war, und jagte wieder davon.

Gemma eilte ihm nach. Erfüllt von böser Ahnung, bat sie ihn bei den Gliedern des Heilands, heute nicht in die Wildnis zu gehen. Er hörte nicht auf sie. „Wenn Gott stumm ist, soll mir der Teufel das Gold offenbaren!“ höhnte er und entschwand im Tann.

Die Blumen verklärten die Wiese, und das Mädchen kauerte mitten darin und harnte Tag für Tag vergeblich und sang holdselig ihr Heimatwort und weinte dann wieder außer sich vor Schmerz, denn sie wähnte, der Wale sei mit rotscharlachenen Flügeln davon geflogen gegen die Meerstadt und habe sie in der Öde zurückgelassen.

In der ersten Frühe des siebenten Tages lag sie in den Blumen und horchte gen den Wald.

Da trollte des Nachbars flachsköpfiger Bursch daher. „Was tust du da am frischen Morgen?“ fragte er sie.

Sie erhob sich, von jähem Entschluß getrieben, und sprach zu ihm: „Komm mit in den Wald!“

Er mißtraute der Launischen. „Geh in die Elbmühle, wenn du einen Narren begehrt! Dort mahlen sie ihn dir.“

„Was schaust du so drein wie die grüne Sieben?“ schalt sie, nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sich in den Tann. Und er folgte ihr willig und freute sich auf die Stunde der vollen Einsamkeit.

Mit gezierten Schrittlein ging Gemma voraus. In ihrem Haar hing aller Duft, alle Frische des Morgens, der zarte Brand der Bewegung haftete ihr an den Wangen.

Weil jedoch das Neunstimmlein gar zu eindringlich sang blieb der Bursch mit befangener Gebärde stehen, und als sie sich nach ihm umwandte, spitzte er seine roten, derben Lippen, sie zu küssen.

Sie entschlüpfte ihm. „Es ist zu früh“, warnte sie. „Die Leute könnten uns ertappen.“

Er geduldete sich und ließ sich weiter in die Wildnis hänseln. Und wenn er wieder ihres Kusses begehrte, wußte sie ihn zu vertrösten mit neuer kluger Ausrede, oder sie hob die Hände wie eine Zauberin gegen ihn und sang und verwirrte ihn ganz und gar.

Als er aber trotzte, er wolle stracks umkehren und sie in der schauervollen Einsamkeit allein lassen, wenn sie ihn nicht lohne, wie er es wollte, da kicherte sie: „Übermorgen sollst du mich heiraten. Ich kriege drei Gröschlein und einen Rosenmund als Brautsteuer.“ Und ihre Augen gewannen in ihrer samtenen Pracht solche Gewalt über ihn, daß er sich wieder fügte.

Stundenlang gingen sie dahin. In einem wilden Tannentobel aber riß ihm die letzte Geduld, und er griff nach ihr.

Sie legte den Finger wortlos an den Mund und blickte ihn streng und groß an.

Es herrschte hochmittägliche Stille. Die Welt lag erschöpft von der Sonne. Unheimlich lastete es. Die Luft hielt still, geistisch lauschten die hohen, alten Bäume herab. Ein Vogel gellte.

Da graute dem Burschen vor dieser Ödung, die einem bösen Geist verschrieben zu sein schien. Und er empfand die Fremdheit des Mädchens aufs tiefste, und jedes Verlangen nach ihr verging ihm. Er schauderte vor ihr zurück und stammelte: „Warum hast du mich hierher geführt?“



Die Blumen verklärten die Wiese,
und das Mädchen kauerte darin

Sie winkte ihm, und er taumelte willenlos hinter ihr her.

Sie folgten einem rasigen Steig, der kaum kenntlich getreten in launischen Windungen emporstrebte, bald über eine öde Matte, bald an hohlen Buchen vorbeileitete und an Tannen mit gebrochenen Wipfeln und Stämmen, durch die auf einmal ein kühler Brodem wehte.

Wolken bedrohten und hüllten die Höhen.

Gemma blieb stehen. „Laurenz,“ sagte sie, „du mußt mir helfen den Walen suchen!“

Ungefähr einen Steinwurf weit schwadmete ein Sumpf. Ein langer, hagerer Nebelfetzer stieg daraus und flog träg an den beiden Menschen vorüber. Der Bursch riß den Hut vor ihm herab, duckte sich und flüsterte: „Der Dominus Johannes!“

Ein Wiedehopf lachte, eine moosige, verworrene Buche hub an, im Wind zu quarren, heimtückisch wispelten die Stauden. Ein verhohlener Brunn sauste. Neben dem Steig bleichten die zerstreuten Knochen eines großen Tieres.

Entsetzt schnellte der Bursch empor und wandte sich und floh, als triebe ihn der Hagel.

Das Mädchen stand beklommen. Nebel drang an. Der Wald hüllte sich darein und rang sich wieder frei und schaute bang hernieder. Gemma irrte in einer Schlucht aufwärts, die ein Felsbach ausgewählt hatte. Der blinde Nebel umflog sie. Ein dürrer Baum, der nur mehr einen einzigen Ast trug, wies ihr damit wie mit Geisterarm befehlend die Richtung.

Ihr Kittel zerriß, sie steckte ihn mit Dornen wieder flüchtig zusammen. An einem Moosquell wusch sie sich die zerschundenen Hände. Kalt wie Gift, feindlich war das Wasser.

Als sie sich von dem Brunnlein aufrichtete, zuckte ihr der Schrecken ins Mark. In einen der sie umdrohenden Felsen war ein Hammerkreuz gemeißelt, genauso wie es daheim der Tram trug als seltsame Zier. Gemma fühlte, hier war eine pur.

Im selben Augenblick spellte ein Strahl den Nebel. In der feuchten Schlucht brannte noch der Tau.

In den Stein vor ihr waren enge Stufen gehauen. Gemma kletterte sie empor. Vom überhängenden Fels träufelte es ihr eisig in den Nacken. Auf einem Sims kümmerte eine Staude, daran hing ein Flecklein scharlachenen Tuches. Und eine rostige Brechstange lag daneben.

Da schwindelte dem Mädchen, als müsse die schroffe Wand vor ihr sich von unten nach oben aufreißen und in der Höhle das lautete Gold in Zöpfen geflochten von der Wölbung niederhängen.

Ein finsternes Loch öffnete sich vor ihr. Wie modriger Atem wehte es daraus. Da drinnen mochte der Kern eines Geheimnisses glühen, mochte des Teufels Bergküche sein. Angst rieselte Gemma über das Genick herab.

Doch sie bewältigte sich und drang ein in die Dunkelwelt.

Bald stand sie in einer geräumigen Höhle, deren Grenzen in der Dunkelheit nicht zu ermessen waren. Irgendwo brach ein scharfer, verirrter Strahl des Tages ein, und in dem Dämmer, das er verbreitete, leuchtete im Fels eine mächtige goldene Zickzackader auf und verstärkte das Licht.

Aus der Dunkelheit tauchten die Umrisse eines Menschen. Er saß auf einem Block und schien zu schlafen, in trauervoller Haltung stützte er die Stirn in die Hand. Wie ein Schatzbeschwörer war er, der etwas in seiner Kunst möchte versehen haben und nun für immer im hohlen Fels gebannt bleiben mußte.

Gemmas Blick ward in dem gewohnten Zwielflicht kräftiger, und das Goldband brannte auf einmal zauberhaft stark auf, als habe es der Strahl der Außenwelt berührt und es aus glimmender Ruhe zu grellem Glanz erweckt.

Aufgetan vor dem dunkeln Mann lag ein Buch, darein stierte er mit toten Augen. Es war, er sei über den Sinn des Buches in also tiefe Gedanken versunken, daß er darüber starb und versteinerte. Seine Brauen waren übergroß, sie schienen an dem Toten fortzuwuchern. Neben ihm stand eine versiegte Lampe.

Als Gemma ihm fester ins Gesicht schaute, schrie sie furchtbar auf. Es war ihr Vater. Auf zerschürften Händen, auf entkräfteten Knien, wie ein wundes Tier kroch sie davon. Das Grauen griff ihr nach.

Draußen am Felsensims richtete sie sich auf. Eintönig klangen die fallenden Tropfen. Am Himmel hing der schwermütige Flug des Raben. Die Sonne lauerte wie ein Gespenst.

Gemmas Blick sank schwer in die Tiefe.

Da heulte sie auf, und aller Trost verging ihr.

Drunten lag der Wale mit verzerrtem Mund, zerschmettert, in den Fäusten das flammichte Gold.